

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 31 (1949)
Heft: 20 [i.e. 19]

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—, Einzelnummern folgen 25 Rappen. Erschließt auch in familiären Rahmen. Abonnements-Einsparungen auf Postgebühren. Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Omoienhof, 'Schweizer Frauenblatt', Zürich
Inseraten-Nachnahme: August Steig, Buchhofstrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75, Postfach-Ronto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Seefeldstr. 22/23, Postfach-Ronto VIII b 58

Inserationspreis: Die einpaltige Zeile, 30 Spalten, 30 Rp. für das Ausland / 25 Rp. für die Schweiz. 45 Rp. / keine Verbindlichkeit für Placierungswortungen der Inserate - Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Pro und Kontra zu den Abstimmungsanträgen

Inferer Tradition gemäß öffnen wir die Spalten unseres Blattes zur freien Diskussion, bevor wir abschließend redaktionell dazu Stellung nehmen werden.

Von Freiheit und Solidarität

Zum Tuberkulosegesetz

Im Schweizer Frauenblatt Nr. 16 vom 22. April 1949 ist das Ergänzungsgesetz zum Tuberkulosegesetz, welches am 22. Mai zur Volksabstimmung gelangen wird, erläutert und kritisiert worden. Die dort gemachten grundsätzlichen Bemerkungen zum neuen Gesetz können nicht unwidersprochen bleiben. Es sind namentlich zwei Punkte berührt worden, die soziales Verständnis und Verantwortungsgefühl vermitteln lassen, die sonst dem Schweizer Frauenblatt als dem Organ sozial aufgeschlossener Frauenkreise wohlankommen.

Im Hinblick auf die in Art. 7 Abs. 2 und 3 des Ergänzungsgesetzes vorgegebene Zwangsversicherung und den Behandlungsanspruch wird von einer schwerwiegenden Einschränkung der persönlichen Freiheit gesprochen. Die Diskussion um die 'Freiheit' hat immer nur dann Sinn, wenn man genau definiert, was unter Freiheit verstanden werden soll. Uneingeschränkte Freiheit ist nur für den Fisch, der wie Robinson einsam auf einer Insel lebt. Sobald wir uns in der Gemeinschaft mit andern Menschen befinden, müssen wir notgedrungen den Lebensraum, in dem sich unsere Freiheit bewegen kann, miteinander teilen. Wer da keine Einschränkungen auf sich nehmen will, entzieht damit den Mitmenschen einen Teil ihrer freien Sphäre und ihrer freien Betätigungsmöglichkeit. Wer die Gemeinschaft und nicht nur sich selber im Auge hat, der muß seine Freiheit einzuschränken bereit sein in einem Maße, das auch den Mitmenschen die annähernd gleiche freie Sphäre gestattet. In der Gemeinschaft muß Freiheit mit Verantwortung gepaart sein, sonst ist sie bloße Rücksichtslosigkeit.

Kum ist bekannt, daß die Tuberkulose eine der gefährlichsten Infektionskrankheiten ist. Ein bereits Erkrankter kann eine ganze Reihe weiterer Personen infizieren und dadurch in ihrer freien Betätigung auf Schwere beeinträchtigen, wenn er es ablehnt, die gebotenen Einschränkungen wie Isolierung und Behandlung auf sich zu nehmen. Ein solches Verhalten läßt sich höchstens unter dem Titel der persönlichen Freiheit nicht mehr schücheln; es ist Verantwortungslosigkeit und Rücksichtslosigkeit, wenn man bedenkt, welche verheerenden Folgen jede Tuberkuloseinfizierung haben kann.

Die obligatorische Unternehmungspflicht ist im erwähnten Artikel nicht kritisiert worden im Zusammenhang mit der persönlichen Freiheit, die die Gegner des Gesetzes üblicherweise auch dadurch bedrohen wollen. Wenn die periodischen Unternehmungen auch nicht alle Kranken zu erfassen und nicht alle Infektionsherde zu isolieren vermögen, so wer-

den doch nach den bisherigen Erfahrungen (namentlich in der Armee) beachtenswerte Erfolge erzielt. Nur Einsichtlose können es unter diesen Umständen ablehnen, sich periodisch zu einer Unternehmung zu stellen, die in kürzester (inner 3 Jahren! Red.) Zeit durchgeführt und für die Gesamtheit von so großer Bedeutung ist.

Zum Zweiten ist im zitierten Artikel gesagt worden, es werde mit dem neuen Gesetz eine auf alle Krankheitsausgedehnte obligatorische Krankenversicherung für die wenig Bemittelten Personen 'eingeschmuggelt'. Das Wort 'eingeschmuggelt' darf in diesem Zusammenhang wohl als deplaciert bezeichnet werden. Ebenso wichtig wie die Bekämpfung der Tuberkulose als solcher ist die Vorförderung gegenüber ihren wirtschaftlichen Auswirkungen. Als Krankheit, deren Heilungsdauer regelmäßig lange Zeit, oftmals Jahre in Anspruch nimmt, ist sie geeignet, die ganze Familie des Kranken finanziell zu ruinieren. Das gilt erfahrungsgemäß schon für eine mittelmäßige Familie, nicht zu sprechen von den wenig Bemittelten, die einer solchen Belastung zum vornherein nicht gewachsen sind. Nicht vergeblich ist daher die Armenpflege bisher durch Tuberkulosefälle in erichtendem Maße belastet worden. Im Jahre 1944 insgesamt 938 000 Franken für die Unterhaltung von Tuberkulosekranken und ihren Familien aufgewendet werden. Armenengünstigkeit bedeutet nicht nur Beratung der finanziellen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit. Sie führt auch zu einer moralischen Herabminderung und gar leicht zu einer Vernichtung des Selbsthaltungswillens, namentlich dann, wenn die Armenengünstigkeit unverhuldet ist wie bei Krankenheiten.

Diesen schlimmen finanziellen und moralischen Folgen der Tuberkulose kann nur durch die Bekämpfung wirksam begegnet werden. Einmal bedeutet die Bekämpfung Vorförderung durch Selbsthilfe. Sie ist also geeignet, das eigene Verantwortungsgefühl zu stärken falls es zu schwächen. Ferner ist die Bekämpfung ein solidarisches Zusammengehen aller für diejenigen, die tatsächlich einmal vom Unglück betroffen werden. Diese Solidarität gibt der Volksgemeinschaft einen tiefen, menschlich-brüderlichen Sinn. Die vorgegebene Bekämpfung ist daher ein wertvoller sozial-politischer Maßnahme. Das Obligatorium beschränkt sich zudem auf die wenig Bemittelten. Diejenige, die heute alles tun, um die Bekämpfung zu Fall zu bringen, werden sich somit von diesem Solidaritätsverhältnis fernhalten können; denn es sind nicht die wenig Bemittelten, die den Kampf führen.

Wenn das Versicherungsobligatorium gegen alle Krankheitsarten und nicht bloß gegen Tuberkulose vorgehen ist, so hat dies seinen guten Grund. Die Ärzte haben darauf hingewiesen, daß jachsch eine Trennung zwischen Tuberkulose- und Nichttuberkuloseerkrankung in vielen Fällen nahezu unmöglich ist. Um eine gut funktionierende Bekämpfung zu

schaffen, muß daher ein allgemeines Obligatorium eingeführt werden. Es ist außerdem nur mit einem geringen Kreis neu zu verändernder Regionen zu rechnen, sind doch bereits rund 2 800 000 gegen Krankheit versichert, wovon rund 2 400 000 auch gegen Tuberkulose.

Daß die Durchführung der neuen gesetzlichen Maßnahmen einen 'ganz neuen Beamtenapparat' notwendig mache, ist ein Argument der Gegner, das in guten Tremen nicht erhoben werden dürfte. Die Bekämpfung wird durch die bereits bestehenden Krankenfällen (rund 1200) durchzuführen sein. Die Schirmbildmaßnahmen können durch kleine Equipen gemacht werden, die auf freiwilliger Basis vielerorts bereits geschaffen worden sind.

Die 'falsche Sicherheit' und die 'unnötige Beunruhigung', die das Schirmbildverfahren mit sich bringen soll, sind wohl kaum ernst zu nehmende Argumente. Auch ohne Schirmbild gibt es viel falsche Sicherheit und unnötige Beunruhigung, wenn die Bekämpfung nicht aufgefällt wird. Zudem würde auch die freiwillige Unternehmung, der die Gegner des Gesetzes unlogischerweise das Wort reden, genau dieselben Gefahren in sich schließen für diejenigen, die sich freiwillig schirmbilden lassen.

Mit Stolz weisen wir Stimmrechtlerinnen jemeinen zur Etigung unserer Forderung nach den politischen Rechten darauf hin, daß das Frauenstimmrecht in den andern Ländern den sozialen Fortschritt in der Bekämpfung gefördert hat. Es wäre unbegründlich, wenn nun ein Gesetz, das die Volksgesundheit und den wirtschaftlichen Schatz der wenig Bemittelten so bedeutsam zu fördern geeignet ist, gerade von uns Frauen abgelehnt würde. Oder wollen wir Schweizerinnen auch in sozialer Hinsicht von den Frauen anderer Länder abschließen? bñ.

Abänderung von Art. 39 der Bundesverfassung

(Wartnotensatzung)

Es mag zweifels schein, die Frauen über eine Abstimmungsanträge zu unterhalten, da ja die Frauen, auch wenn sie die Sache gerade so viel angeht wie die Männer, nicht mitzureden haben. Aber einerseits wird es nicht immer so bleiben und andererseits haben alle, die es angeht, ob sie nun mitbestimmen, oder ob über ihren Kopf hinweg bestimmt wird, ein Interesse, zu wissen, was gespielt wird, worum es geht.

Während sich über das Tuberkulosegesetz die

Meinungen Pro und Contra schon ziemlich gemacht haben, hört man in Parteiverhandlungen und Parteipresse über die Änderung von Art. 39 BV nur die eine Stimme: Parlament und Bundesrat sind dafür, also sind wir auch dafür. Feinabge wie einst im großen Kantone.

Und doch ist die Sache nicht unbedeutlich (gerade) so bedenklich wie die Politik von Habentem und Brünung im belagerten großen Kantone, die direkt auf Hitler und Stalingrad losführte. Die feste Bindung des Franken an Gold, die feste Goldbindung, die durch Änderung des Art. 39 beseitigt wird, verspricht aus einer unheimlichen Größe, nämlich dem Goldpreis, schwanfend sein wird. Und zwar werden die Schwankungen nicht, wie der Naive glaubt, eine Naturerscheinung sein, sondern sie werden gemacht, einestheils durch die Spekulationen großen Silbels des Jahres, andererseits durch die Goldproduzenten und zu den letzteren gehört in steigendem Maße Rußland, von dem abhängig zu sein bei uns nicht als erstrebenswert gilt.

Wir haben schon bei früherer Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, daß der schwankende Franken, der mit Krisenbedrohung identisch ist, soziale und humanitäre Bestrebungen aller Art gefährdet und hindert. Dasselbe sagte auch Dr. W. Egger, der Chefredaktor des 'Sund', als er vor der Abstimmung über die AHV schrieb: 'Die Stabilisierung des Geldwertes ist das wichtigste staatspolitische, wirtschaftliche und soziale Problem des Landes, von dessen Lösung auch die kulturelle Leistung und Wertung sowie die moralischen Maßstäbe eng berührt werden.' Und wenn nun die Frauen auch nichts zur staatspolitischen Entscheidung beitragen dürfen, so sollen sie sich doch darüber klar werden, um was es geht, damit sie, wenn sie und ihre Kinder später die Folgen (bei Ausbruch der zu erwartenden Krise) am eigenen Leib erleben, sie doch wenigstens die Zusammenhänge erkennen und wissen, wenn sie zu danken haben. Denn so kurz wird doch das Gedächtnis der Wenigsten sein, daß sie die Krisenzeiten vor 1936 schon ganz vergessen haben. Auch sind es gewiß nicht zuletzt die Frauen, die die Segnungen des festen Preisstandes der letzten Jahre, trotz des Zimmers nach niedrigeren Preisen, zu schätzen wissen. Wenn sich also am 22. Mai ein beachtenswerter Teil der Männerwelt der allgemeinen Katastrophe entgegenstellt, dann mögen die Frauen überzeugt sein, daß diese Stimmbürger nicht nur an sich selber, sondern an die Zukunft von Frau und Kindern denken. E. G.

Eine Film-Matinée

El. St. Es war am 28. April. Die Concord-Film AG. hatte zu einer Vorführung der von ihr im vergangenen Jahr geschaffenen Filme eingeladen, und ein sehr zahlreiches Publikum hatte dem freundlichen Aufhange gelauscht.

Zu einem kurzen Einführungswort ließ Dr. Z. u. e. als leitender Direktor der AG. die Zuschauer Teil haben am Bedegard der einzelnen Filme,

fürste sie aber auch ein in die Schwierigkeiten, welche die schweizerische Filmkunst im Konkurrenzkampf mit dem Ausland zu überwinden hat. Als Spezialgebiet der Concord AG. darf wohl der Dokumentarfilm angesehen werden, wobei die Filme 'Bergrinder', 'Und kein Bruder', sowie einige sportliche Leben berührende, wie 'Oran am Himmel', 'Olympia St. Moritz', 'Sommerfest auf

Ratsmadel- und Wittweimarische Geschichten

Von Helene Böhlau

Die Ratsmadel gehen einem Spul zu Weibe

Ich weiß noch so manches aus der Zeit, in der das kleine, nun längst beseidene Weimar ganz unvernünftig anfang, mitten unter den tausend und abertausend europäischen Städten und Städten sich außerordentlich wichtig zu tun. Es mochte auch alles Recht dazu haben; denn es hatten sich in dem stillen Neste seltsame Vögel eingenistet, Vögel, dereneligenes vor dem in Deutschland nicht gesehen worden waren, und die auch diese Jungen ihrer Art bekommen haben, so daß sie wirklich außerordentlich seltsame Vögel geblieben sind, bis heututage.

Von dieser Zeit habe ich schon mancherlei geschrieben, und es hat den Lesern viel Spaß gefallen, weil es so ruhig hinüberfließt, alles Fremden, Schwestern aus dem Wege ging, alles Leichtlebige beim Zipfel nahm.

Ich will euch nun wieder aus den Gassen erzählen, aus den Bürgerhäusern, aus den Gärten vor der Stadt, von jenen alten, gelegenen Gärten, und ich werde mich auch wieder vornehmen, wie das erste Mal, an den großen Tieren vorbeizuhören und mich mit den Bergesenen, Bewachten abgeben.

Die werde ich aus ihren Gärten noch einmal in ihre alte weimarische Sonne laden, von der sie so gerne sich wieder bescheiden lassen würden.

Es ist eine alte Frühlingsgeschichte, die ihr hören sollt, eine weiche, hingeschwundene Frühlingsgeschichte,

in der es spricht und feimt, in der ein lustiger, feuchter Wind weht, Nebel ziehen, in der Herzen schlagen, und in der allerlei behauptet wird worüber man heutzutage vornehm die Achseln zuden müßte, wollte man auf der Höhe der Zeit stehen; damals: alles glaubte und sprach man, was einem Vergnügen machte. So glaubte man in jenen Tagen und teilte sie sich gegenseitig wie eine interessante Hofgeschichte zu, daß die verlorene Hofdame der Herzogin Amalie, von der Karl August geliebt hatte: 'Genie die Fülle, kann aber nichts machen!' ganz unvernünftigermaßen gehen, und zwar in Tiefurth, im Park und im Schloß.

Man erzählte sich geheimnisvoll die ungläublichsten Dinge. Die bürgerliche Gesellschaft sagte die Sache ernsthaft, aber doch humoristisch auf. Sie hatte ihren Spaß daran, daß die kleine, bucklige, häßliche Dome solche Geschichten machte.

Der Adel aber zog ein sehr bedenkliches Gesicht, denn es war abtrot nicht komme! Ich laut von der Götterhauen. — Außerdem sprach die Hofgesellschaft mit einem tiefen Bedauern darüber, daß ihr so etwas 'arrivieren' mußte — 'sich eine 'Kalamität'! Man fand, daß sich die Götterhauen noch nachträglich immer 'ridikulisieren' und unmaßig machte.

Verschiedene Personen waren ihr nachts begegnet, wie sie schimpfend und klagend die Partwege auf und nieder geschuft war.

Sie hatten sie ganz genau erkannt, — daran bestand kein Zweifel!

ngewill' mich so! — Weiter nichts. Aber wie sie es gesagt hätte! Wie aus einer Fische heraus. Der Fleischer konnte es den Mädchen, die die Neugier, samt dem Fleisch von dem armen Krommsdorfer Kalb, das die wertwürdige Geisteserscheinung mislerieb hatte, pfundweise nach Hause tragen, gar nicht wahrhaben genug vormachen.

Sie war, wie gesagt, allen möglichen Leuten erschienen, immer klagend, immer schimpfend und immer unzufrieden; — manchmal auch nur murmelnd und Brummelnd; — aber wie murmelnd! — eben ganz wie eine arme Seele murmeln muß: durch die Säure und was aus einer Fische. Es war überhaupt das Merkwürdige und Ueberzeugende an der Sache, daß sich die Götterhauen genau nach Vorrichtung benahm, nach Vorrichtung der alten Kobold- und Geistesgeschichten.

Die Weimarer mußten immer etwas zu schwagen haben und hatten auch guttob immer etwas; sie waren an die merkwürdigen Dinge gewöhnt, eine solche Fülle von gegengemem Klatsch hatte sich seit 1775 auf das graue Kattentisch niedergelassen. Seit geraumer Zeit aber schon floß die Quelle spärlicher, und die verwöhnten Gaumen mußten mit allerhand fütteleb nehmen und laten dies wohl oder übel.

Zu allererst tauchen aber in untrer Geschichte ein paar lachende, blühenjunge Geschlechter auf, ein paar selte, kindlich behende Körper, blonde, dicke Zöpfe, junge weiche, noch etwas totpatistische Hände, helle Kleider, die sich lebendig um diese jungen Körper schweben, die sich so jugendlich auf leichten Füßen bewegen, so fertig, so wohlgeput und ungeschuld.

Als diese schönen Dinge miteinander gestalten sich sie zu ein paar Mädchen, die in der alten Weimargasse daherein find.

Sie haben ihr Leben in der Weimargasse gemohnt und sind mehr, als ihnen lieb ist, dort bekannt, bei Freund und Feind, Nachbar und Nachbarin.

Die Ratsmadel' heißen sie bei alt und jung und sind die Töchter des Herrn Rat Kirten, der, ehrsam und würdig, nie verstanden hat, weshalb gerade ihm das Schicksal die 'londen Hegen aufhalte, die ihm mehr Mühe und Kopfzerbrechen kosteten, als seine Weiben. Ja, in der Zeit, er und Frau Rat wären auch nie und nimmermehr mit dem höchsten Baare fertig geworden, wenn nicht die ganze Weimargasse ihnen beigegeben hätte, die Rangen zu erziehen; und nicht nur die Weimargasse fühlte sich dazu berufen, alle Freunde und Feinde haben an dem merkwürdigen Werte mitgeholfen. 'Da gehen sie!' hieß es, wenn sie miteinander durch die bämmerige Gasse schlenderten. Und wer dies aussprach, schaute ihnen gewissermaßen gespannt nach.

Von Jugend auf hatten sie es verstanden, die würdige Weimargasse in Aufregung zu erhalten. Sehr früh war es angegangen, das Ausschauen nach den Ratsmädchen, das Schimpfen und Lachen, das Märgeln und Beßen, das Verflächeln und Anraunen. Wie, solange die Weimargasse lebst, sind aber zwei Schwefelern von Kindesbeinen an trotz alledem so ungetrübter heiter gewesen wie diese zwei, so treu ihren Freunden ergeben.

Sie gehörten zu den glückseligen Menschen, die ihr Leben freude haben, — zu den Menschen, die nie eintam find, zu den sonnigen Stammesleuten, die Wärme und Stroh für andere übrig haben.

Von Jugend an waren sie Holz auf ihre Freunde, verstanden keine Späß, wenn irgend jemand diesen Freunden nahe treten wollte, waren ihnen dankbar, — und was die Hauptsache ist, unverbrüchlich treu.

Rücktritt von Dora Zollinger-Rudolf

G. D. R. Mit Behmut und in herrlicher Dankbarkeit haben sich Behörden, Kollegen, Schülerinnen und „Ehemalige“ der Töchterhochschule in diesen Tagen von Frau Prof. Dr. Dora Zollinger-Rudolf verabschiedet, die nach 43jähriger Tätigkeit als Deutschlehrerin in der Rubsthal tritt. Das Wort „Rubsthal“ will allerdings nicht recht für sie passen; sie ist noch so frisch und vital wie in ihrer ersten Schullaufe. So war es wohl das Richtige, wenn die Präsidentin der „Ehemaligen“, Frau Auguste Jamer-Sasler, in ihrer Ansprache der Schiedenden noch viele arbeitsreiche Jahre wünschte. Wer je ihren Unterricht genossen hat, dem wird unvergänglich bleiben, wie plastisch sie zu erzählen wusste und wie sie es verstand, die Schülerinnen ganz unmittelbar an ein Kunststoffschen zu führen. Ihr schillernd, gebaltvoller Unterricht schloß aus der Fülle des Lebens. Längere Aufenthalte in England und Amerika in eine vielfältige Tätigkeit auch außerhalb der Schule verleiht ihr jene geistige Fröhlichkeit, die die Jugend so sehr zu schätzen weiß. In gültiger Mütterlichkeit nahm sie sich auch der persönlichen Anliegen ihrer Schülerinnen an, und ihr Humor half über manche schwierige Situation hinweg. Immer trat sie bewusst für das Recht der Frau auf berufliche Tätigkeit ein. Es ist kennzeichnend für sie, daß sie am Abchiedsbesitz der „Ehemaligen“ erklärte, es sei ihre schönste Genehmigung, daß so viele ihrer Schülerinnen zu Persönlichkeiten geworden seien, die ihre Mitte gefunden haben.

Auch um die Zürcher Volkshochschule hat sie sich durch ihre Mitarbeit bei der Programmgestaltung große Verdienste erworben, und als erste Präsidentin der Zehnten Zürich des Schweiz. Akademikerinnenverbandes hat sie entscheidend das gute Gelingen dieser Vereinigung bewirkt. Zum trefflichen Gelingen des Schweizerischen Frauenkongresses von Jahre 1946 hat sie ebenfalls Bedeutendes beigetragen. Ganz besonders aber sei ihre Wirksamkeit für die geistige Landesverteidigung während der Kriegsjahre hervorgehoben. In unzähligen Vorträgen und Ausprägungen zu Stadt und Land hat sie es verstanden, mit allen Bevölkerungskreisen Kontakt zu gewinnen und ihre klare, sichere Haltung auch der Zuhörer zu übertragen. Mit nie verlegener Hilfsbereitschaft hat sie sich der Kriegswunden, der Flüchtlinge, der ausländischen Studenten angenommen. Wie vielen ist ihr gastliches Haus zum Zufluchtsort geworden! „Sie hat das Schicksal aus sich genommen“, sagte von ihr so treffend Prof. Dr. Strecker in ihrem Abschiedswort. Frau Dr. Zollinger wird auch nach ihrem Rücktritt eine markante Persönlichkeit im zürcherischen Geistesleben bleiben.

dem Jungtrauoch) den Beweis leisten. Lieber den Pro Nuptialis-Film, der als letzter das Concord-Motiv verlor, hat, ist vor kurzem ausführlich berichtet worden. Was bei diesem Film so mühelos aufgefunden ist, nämlich das Vermeiden jeglicher Zersplitterung und derjenigen Stimmungsmache, gilt auch für „Bergüber“. Dort wird ganz einfach und schlicht das tägliche Leben, die oft harte Beanspruchung der Kinder für die Beschaffung des Lebensunterhaltes im Kreise der Familie aufgezeigt, wobei aber nicht unterlassen wird, auch die trostlichen Seiten, Schule, Sport, Musik anzuführen. — Wenn man an einem schönen Frühlingsmorgen flundenlang in einem luxuriösen Kino zu Mittag sitzt, geht einem unwillkürlich der große Gegensatz zwischen Stadt- und Land, aber auch zwischen Berg- und Talbevölkerung und ihren Lebensformen auf. Und mit einem leisen Unbehagen in seinem sozialen Gewissen fühlt man, daß eigentlich alle Ertrugensfähigkeiten der modernen Technik im Dienste einer höheren Kultur, eines verfeinerten Sozialbewußtseins sich nur dadurch rechtfertigen lassen, wenn sie über den künstlerischen Wert hinaus auch wirklich an das in ans zu appellieren vermögen, das im Dienst am Ganzen immer wieder gebot werden muß: das Verantworfungsgefühl, wie dies hier der Fall ist. Durch die Vorführung einiger „Fernseh“-Aufnahmen lernte man ein neues, besonders für Propaganda und Berichterstattung wertvolles Verfahren kennen, sah, wie USA sich mehr für materielle Dinge, England dagegen sich für Sport-Reportagen interessiert, und durfte sich dann beim „Olympia-Film“ eines Höhepunktes sportlicher Leistungen und filmischer Darstellung erfreuen.

Ganz besonders berührt wurde der Zuschauer durch die „Venezianische Rhapodie“. Und dies nicht nur durch die Schönheit der Bilder, die künstlerische Auswahl der Motive, sondern durch den gerade in diesem Film besonders deutlich zu Tage tretenden künstlerischen Gesichts- und der Condor-Beitrag. Wenn man bedenkt, in wie viel sentimentalen, kitschigen Bildern und Aufnahmen die Schönheiten der Welt einem reisefreudigen Publikum oft zu Gemüte geführt wurden, so dürfte man hier ohne Bangen ein sorgfältig ausgewähltes Motiv nach dem andern in sich aufnehmen ohne befürchten zu müssen, der Augenbitterung auf dem Marktplatz, dem berühmten Glotterhof oder einer beliebigen Gondole ausgeliefert zu werden.

Eine Telefonistin erzählt aus ihrem Beruf

Nach vielen Jahren sehe ich mich in Gedanken noch heute inmitten einer großen Gesellschaft unter blauen Wolken inmitten im Gesicht von St. Moritz, mit jugendlichem Eifer Bogen ziehend. Da wurde plötzlich die Frage an mich gestellt: „Wie lange dürfen Sie Glückliche in dieser glühenden Welt in den Ferien bleiben?“ „In den Ferien“, lachte ich, „ich arbeite auf dem Telefonamt und erstreue mich hier bis zum Abenddinner an der gelunden Luft.“

„Sie, Telefonistin? Das ist doch kein Beruf für Töchter mit Intelligenz!“, war die spontane fallende Antwort, und ich erfuhr, wie übrigens noch oft in meinen späteren Berufs Jahren, daß es Menschen gibt, die meinem erwähnten Frauenberuf mit viel Achtung begegnen, aber auch andere, die ihn mit aufschreiender Abhängigkeit als wenig interessant verurteilen. Dazu möchte ich erklärend aus meinen Berufsberufungen erzählen.

Telefonistin sein ist bestimmt nicht so geistlos, wie Außenstehende gelegentlich annehmen mögen. Ziemlich tollt von der Telefonistin Intelligenz, eine reiche Auffassungsgabe, praktische, hinteres Wissen, gutes Allgemeinwissen, vielseitige Sprachkenntnisse und jenes Einfühlungsvermögen verlangt werden können, das auf Umstandsänderungen sofort und tatkräftig eingehen vermag. Und wer versteht letzteres besser als die Frauen. Hier liegt der Grund, warum der Telefonistinnenberuf ein ausgeprägter Frauenberuf ist. Sie soll auch viel, viel Geduld als unerschütterliche Eigenart besitzen, Gemütsfähigkeit und Kollegialität. Ein gutes Benehmen innerlich und äußerlich des Berufes dürfte schon deshalb manchen Menschen werden, weil sie durch ihren direkten Verkehr mit dem Publikum in ihrer Stellung exponiert ist. Hilfsbereitschaft ist oberstes Gebot: denn ihr Beruf ist ein Dienst.

Die Telefonistin dient auch dann, wenn sonst alles ruht. Zur Mittagszeit, zur Zeit des Peterabend, während der ganzen Nacht. Sie dient, obwohl zum wiederholten Male im Laufe der Woche, Monate, Jahre sie auf manchen verzögert muß, worüber andere, in Berufen mit geregelter Arbeitszeit, selbstverständlich verfügen. Ich denke hier an ein Beispiel: meine Bekannte in ihrer Stellung als Opern-Regisseurin oder Konzertbesucher, auf Kunst an den Bühnen, ja auf den Schlaf zu getragener Zeit.

Dieser Inregelmäßigkeit gegenüber leben dann aber „R“, was in 24 Telefonistinnenpraxen Ruhezeit heißt, auf der Dienstzeitung am hellen, heiteren Werttag, ehrlich verdient mit Sonntagsdienst! Und nach einem Nachtdienst geht die Telefonistin am Morgen glücklich, wenn auch müde, nach Hause, im Bewußtsein, bereit und nötig gewesen zu sein, meine Bekannte ihres Stillsitzen während der Stadt im Schlaf lag. Dazu gehört auch, die Pflicht ererbigt zu haben, ruhende und übergehende von Teilnehmern zu allen Zeiten in der Morgenstunde telefonisch zu wachen.

So dient die Telefonistin, obwohl sie weiß, daß ihre Arbeit nicht immer voll gewürdigt werden kann, schon weil nicht alle Telefonierenden Einigkeit in den Telefonbetrieb haben. Warten am Telefon erscheint übrigens viel länger als anderswo. Auf ein weiteres Beispiel der Telefonistinnenpraxis nicht nur aus „Sie wünschen, bitte?“ und „Hier kommt Ihre Verbindung mit X“. Er verlangt zu den erwähnten Fähigkeiten ein Kennen von rund 400 Inlands- und Auslandsverbindungen, vielseitige Geographienach dem andern in sich aufnehmen ohne befürchten zu müssen, der Augenbitterung auf dem Marktplatz, dem berühmten Glotterhof oder einer beliebigen Gondole ausgeliefert zu werden.

Wenn die Schweizer-Zukunft in der Zukunft auf diesem Wege weitergeht, dann wird sie sicher mit der Zeit sich ihren Platz an der Sonne behaupten können. Damit sie aber durchhalten kann, damit sie in dieser sauberen, gesunden Art und Einstellung weiterarbeiten kann, muß sie die geistige und finanzielle Unterstützung all jener Kreise finden, welche wissen, daß die Schweiz nicht nur im wirtschaftlichen Sektor, sondern auch auf kulturellem Boden ihre Aufgabe, ihre Mission nur erfüllen, ihre Eigenart und internationale Bedeutung nur sichern kann, wenn sie ihren Prinzipien der Einfachheit, der inneren und äußeren Gediegenheit und Sauberkeit, der Qualität im weitesten Sinne, stets treu bleibt.

Die Condor AG scheint sich diesem Prinzip verschrieben zu haben; an einem fremdredigen Publikum ist es nun, dafür zu sorgen, daß sie ihm auf einem nicht allzu bornigen und steinigem Weg folgen und treu bleiben kann.

kenntnisse, ein Sich-Zurechtfinden in internen Verhältnissen, dann wollen Manipulationen erlernt und geübt werden. Ich erlaube mir und erlaubt sag ich das alles etwas, daß von einer Telefonistin noch ihrer einjährigen Reifezeit und guter Arbeitsleistung mindestens fünf Jahre erfolgreiche Praxis verlangt werden müssen, bis sie zur L-Klasse-Telephonistin befördert werden kann, um je nach Fähigkeiten hernach im Laufe der Jahre noch weiter vorzürücken. Viele Jahre „Nummer bitte?“ „Hier Bern, St. Moritz, Louisa“, je nach dem Ort, wo ich meine Berufs- und Lebenserfahrung holte, „Aufsicht, Sie wünschen?“ und die anderen, die mir Berufsleben mit seinen Höhen und Tiefen, die mir in unzähligen Berufen erlernen konnte. Von der L-Klasse-Telephonistin im internationalen Amt und Auslandsdienst zur Boregelenkten. Was ich an dieser Dienststelle nebst vermehrten Pflichten noch an Erfreulichem erlebe, ist für mich besonders erwähnenswert. Denn, ist es nicht ein weizooler Lebensinhalt, sich mit psychologischer Erfahrung in die einzelnen Charaktere des anvertrauten Personals einzufühlen, ihm Beraterin und Zerklerin in beruflichen und rein persönlichen Angelegenheiten sein zu dürfen? Ja, ich liebe die mir zugewiesenen Töchter; es sind prächtige Menschen dabei.

Ein anderes Gebiet und eine Erweiterung des beruflichen Wissens bot mir die Zeit, in der ich zuerst als Teilnehmerberaterin, dann als Instruktörin für Schultelephonisten und später für Telephonlehrerinnen wirkte. Wenn mich die Schultelephonisten nicht selbst voller Frohmut unter ihnen sein ließen, so brachte mir die angehenden Telefonistinnen ein beachtliches Gefühl. Es gab für mich nicht wenige Schaner, als junge Mädchen auf ihre ermüdete Berufsleistung vorzubereiten und ihnen aus eigener Lebenserfahrung manches herrliche und ratende Wort an den Lebensweg zu geben.

Und noch etwas beliebt in diesem über vielseitigen Frauenberuf: der Lieberdienst in Bern, als weiterer Spezialdienst für solche, die nebst unierten Landessprachen auch englisch sprechen. Dieser Dienst schafft die Möglichkeit, Menschen nicht nur verschleierte, sondern auch in Europa, sondern auch verschiedene Erdteile miteinander zu verbinden. Welch ein frohes Gefühl die Telefonistin überkommt, die auf die Weise im Berufs helfend arbeitet, weiß nur, wer selbst erlebt hat, wie sie ihr ganzes Empfinden, ihr Wagnen und Beglücksein zeigt für Abonnenten, die sich telefonisch auf große Distanzen finden, auf Distanzen von der Schweiz nach Südamerika, Alaska, Iran, Sima, von Ungarn nach Mexiko, von Polen nach Kanada, von Rinnland nach Paraguay. — Von Wagnen nach Frankreich und, je vom Festland nach Schiffe auf See. Das Zulammenfügen solcher Verbindungen ist auch nach vielen Dienstjahren ein immer wieder neues Erlebnis, einem Wunder gleich. Wirklich, die Telefonistin liebt ihre Arbeit und dankt darum allen Teilnehmern, die ihr mit vorbildlicher Geduld, Höflichkeit und Achtung begegnen und ihr so oft Mut geben, ihrem Schaffen gerecht zu werden, weil sie verstehen, daß sie wohl einen Fremden, aber schon Frauenberuf ausübt, einen Beruf, der ihr am Herzen liegt, weil sie gerne mitteilt, das ihm zu machen, was die Menschen erwarten: Ein Werkzeug, das ihnen in guten wie in schlimmen Tagen unsinkbare Dienste zu erweisen vermag.

St. Peterstrasse 8 / ZÜRICH / Tel. 35 77 22
Zentrale Lage
Ruhiges, angenehmes Haus
Beklagliche Räume
Geplante Küche
Leitung: Schwabener Verband Volkshaus

Hotel Augustinerhof

Und diese Freunde: der blondlockige, kleine, gelbsteht Heinrich Goullon, den sie auf den weinartigen Straßen „den Pubbing“ nannten, seiner fröhlichen Stimmung wegen; in den weinartigen Mäulern aber war der „Pubbing“ zu einem „Budang“ geworden. — Und der schöne Franz Garna, der sich als Maler später einen Namen machte und in jungen Jahren in Amalfi starb; — sein Bild hängt dort in einer Kapelle, wo es von den Landbesitzern als ein heiliger Johannes oder Sebastian verehrt wird. — Und der dritte im Bunde: Ernst Schiller, Schillers Sohn.

Politisches und Anderes

Die Aufhebung der Berliner Blockade

Ist durch gegenseitiges Abkommen zwischen der Sowjetregierung und den Westmächten auf den 12. Mai festgelegt worden. An diesem Tage werden die seit dem 1. März 1948 von den Russen und die später von den drei Westmächten verfügten Blockaderegulierungen aufgehoben und damit den Berlinern wieder ein normales Leben ermöglicht. Die „Aufhebung“ soll aber, wie Minister Weizsäcker anlässlich seines letzten Besuchs in Berlin während der Antrittsbesuche — am 28. Mai werden dann die Aufgaben in der Westmächte in Paris tagen, um die Deutschland betreffenden Fragen gemeinsam zu besprechen. General Clay, der Höchstbefehlende der Besatzungstruppen, deren Energie das Zustandekommen der Aufhebung weitgehend zu danken ist, wurde nach Washington zurückberufen.

Der deutsche parlamentarische Rat

In Bonn hat unter Hofdruck gearbeitet und die neue weizsäckerische Verfassung nun angenommen. Ihre 147 Artikel befaßten sich mit den Rechten und Pflichten des Bundesrats und des Bundes. Die einzelnen Länder haben sie noch zu ratifizieren. Sie ist so abgefaßt, daß sich ihr jeherzeit weitere Länder Deutschlands (Dänone) anschließen könnten.

Kalter Krieg im Radio

Die amerikanischen und britischen Radioaktionen in russischer Sprache werden, wie „United Press“ meldet, seit Wochen durch russische Sender gefolgt. Das russische Sendeprogramm soll nun durch vermehrte Sendungen erweitert werden. Der „kalte Krieg“ im Raum der Schallwellen ist also noch nicht beendet.

Waffenstillstand in Indonesien

Wieder einmal berichtigt die Presse aus Batavia, daß die niederländische und die republikanisch-indonesische Delegation — Dank der Vermittlung der UNO-Kommission — sich geeinigt um „Ende Feuer“ geschlossen hätten. Doch sollen die Abmachungen erst mündlich getroffen worden sein.

Die Schweizer Mutterermelle

hat ihre glänzende Schau eröffnet und meldet einen außerordentlich harten Besuch.

Unersinkliche Nachbarschaft

Zeit Jahren bemüht sich, wie bekannt, der Bundesrat dergestalt, daß die italienische Regierung dem Spielhöllenbetrieb in Campione aufgeben müsse. Nun wird sich auch an der Nordgrenze, in Konstanz eine solche aufbauen: Soeben beschloß der dortige Stadtrat, der Errichtung eines privaten Spielkasinos zuzustimmen. Er erwartet, daß das budgetierten Einkommen von 300 000 Franken die Hälfte in die Stadtkasse fließt!

Die internationale Arbeitstreffen

Wie dies Jahr in Genf abgehalten. Die schweizerische Delegation besteht aus Prof. R. Appard, Genf (Präsident), dem Direktor Kaufmann und BIGA und einem Vertreter der Arbeitgeber- und -nehmerorganisationen. Dazu kommen beratende Experten. Es freut uns, daß unter diesen Beratern wieder einmal eine Frau u, die Juristin Denise Robert, Parlament im Politischen Departement, sein wird.

Die Schweizer Europahilfe

gibt bekannt, daß die diesjährige Sammlung bis jetzt den Bruttoertrag von 1,5 Millionen Franken ergab. Da die im Rahmen der UNO durchgeführte Arbeit, sich bestenfalls im Rahmen von 100 000 Franken ausgedehnen werden, ferner noch 600 000 Franken zur Hilfe für Flüchtlinge nach Österreich und Deutschland (Schaffung von Lehrstipendien, von R. A. M. aus „Der Bund“.



mit der Erziehung ihrer beiden Schelme zu Ende gekommen.

Ein feuchter Frühlingssturm fährt heut durch die Wäldchenallee. Zerziffene dunkle Wolken jagen über den Himmel, und in die Dämmerung dröhnt die große Glocke im Schloßturn. Der Sturmwind fährt in das mächtige Gehäuse; es reißt die großen, vollen Töne wie Wolken auseinander und nimmt die tiefsten Klänge mit sich fort, zerstreut sie, läßt sie hier und da aufdröhnen und plötzlich verhallen. Die Glocke läutet die Osternacht ein.

Es ist ein wunderbares Gefühl, erschütternd, wie überirdisch; so voll, so rein, wie die tiefste Menschenmurre und das tiefste Menschenheulen.

Die alte Glocke, die sie im Dreißigjährigen Kriege, wie Gott wo, erbeutet haben, ist das lebendige Herz des Städtchens Weimar geworden. Ein jeder versteht dies Herz zu oben im grünen Turm. Es dröhnt mächtig aus, was die andern Einwohnern fühlen. Es erschütterte sie, es erweckt sie, es reißt sie im Gefühl mit sich fort, wie von jeder ein großes, mächtiges Herz die Feinen mit sich gerissen hat. —

Die Ratsmadel, Käse und Marie, schauen zum Fenster hinaus.

„Hörst du?“ fragt Marie.

Sie sind bisher immer, wenn die große Glocke gelautet wurde, zum Schloß hinunter gelaufen und haben hinauf nach der grünen Turmpitze gesehen, die von der Wucht der Glotterstraße langsam, aber deutlich hin und her schwankte; oder sie haben das Ohr an die alte Turmmauer gehalten, und das Dröhnen in ihnen schauernd durch den Körper geillert; oder die Kameraden nahmen sie bis hinauf in den Glockenturm, und sie haben das, schwanzend und schwinnebelnd und ganz betäubt von den ungeheuren Schlägen, die den Turm zu zertrümmern drohen, sich aneinander geklammert und an den riesigen Balken festgehalten. Heute schauen sie aber, wie gelagt, nur gedankenvoll zum Fenster hinaus.

Es ist, als läge irgend etwas auf ihnen.

„Käse hat auf das „Hörst du?“ von Marie nicht einmal geantwortet.

Sie reden beide feierlich in weichen Kleidern und tragen grüne Schärpen.

Grüne Schärpen sind für sie noch immer der Inbegriff von aller Schönheit und Eleganz.

„Käse! Marie! Schließe das Fenster! Gleich! — Was fällt euch ein! — Der Wind!“ So ruft Frau Käse, die Mutter der Ratsmadeln, die eben ins Zimmer tritt. Eine ruhende Partzeit liegt über der schlichten Gestalt. Der Haushalt mit den wilden Mädchen und Buben, die Kriegsjahre, der überernte Gatte, die Geliebten, — das alles ist der feine organisierten Frau zu viel geworden.

Um sie her wachen die Kinder untröstlich in die Höhe; sie haben etwas Mädes, Vorgetriebenes, als wenn sie nur bei sich selbst wären, was sie laßt.

Die beiden Mädchen schließen das Fenster, und das Glotterndel bringt nur noch dumpf ins Zimmer. Der Wind heult im Schornstein. Frau Käse zündet die Röhre an.

Das große Familienzimmer macht heute ein feierliches Gefühl.

Der Turm enthält sich blendenweiß bedeckt; statt des einen Taglichtes brennen zwei Wachsstergen auf

einem Leuchter unter einem grünen Leinwand, ockeren Schirm.

„Käse“, sagt Marie, „den nimmst du?“

„Was denn sonst, Käse?“ — „Habt ihr euch die Hände gewaschen?“

„Natürlich, mit Seifenwasser!“ antwortet Käse.

„Käse, mein Käse!“ Frau Käse ist heute bewegt und freudig ihr übers Haar. — „Gutes Kind!“

Käse ist von dieser Freundlichkeit so sonderbar berührt, daß sie ihrer Mutter am den Hals fällt und in Tränen ausbricht.

„Käse, ruhig!“

Der Vater tritt ein, mustert alles und sagt: „Käse! Senf auf dem Tisch?“

„Senf war eben das Rezept.“

Und es ist Senf auf dem Tisch, es ist überhaupt alles in schärfer Ordnung; er findet nichts zu tadeln und geht feierlich im Zimmer auf und ab.

„Charmanter Leute!“ bemerkt er und wiederholt es noch einmal: „Charmanter Leute!“

Niemand hört den Vater. Er liebt das „Anreden“ nicht. Man hat zu warten, bis er fragt.

„Du fönntest der Ikon, Käse! Ich, noch eine kleine Schwermutigkeit erwecken“, wendet er sich zu seiner Frau.

„Ja, was denn?“ fragt Käse. „Wie meinst du denn?“ fragt Käse. „Wie meinst du denn?“

„Ich dachte ich etwa ... etwa ...“

Er schenkt sich über das, was er eine „keine Ausmerklamkeit“ nannte, nicht recht klar zu sein.

„Wirst du, Käse, ich dachte, wir erwieben hier schon eine recht große!“ Das sagt sie leise und schaut mit einem Seitenblick auf die Mädchen.

lenzimmern und Knechtgeboten in Pflanz-
lingsanlagen, für Medikamente und Nahrungsmittel.
75 000 Franken erhält das Hilfswerk O.R.T. Suisse zur
Errichtung einer Berufsschule für jüdische Hand-
werklerkinder in Annettes bei Gené.

Zur Warnung vor gewissen Annettes
Wie eine oberitalienische Zeitung meldet, soll die
jüdische Bevölkerung einer weitverbreiteten
Mädchenhäuberei in Annettes auf die
Spur gekommen sein. Junge weibliche Mädchen waren
als Sekretärinnen für Exportfirmen nach Südame-
rika angeworben worden; über Chialo seien sie nach
Italien gebracht und von dort aus in Bordelle nach
Südamerika „verfrachtet“ worden. Die Polizei kann nur
schon gefährliches Unglück feststellen und die Verber-
der verfolgen; vordringen durch Warnung und

**Verachtung ist überall Pflicht, wo sich ein Verdacht
zeigt.**
Ein weibliches Volksepos
In Schanghai geschloffen worden. In schmaler
Wohnung und mit starrer Haltung saßen vier die
Schwestern im Bilde. Sie werden in der Zeit von
den kommunistischen Truppen eingeschloffenen Stadt,
haben der dortigen Bevölkerung eine mühsame, aber
schwere Arbeit haben.

Maurice Maeterlinck
In seinem Seim in Aixa nach hochgelagert der be-
stimmte Dichter Maurice Maeterlinck. Einige seiner
Dramen brachten ihm Weltruhm und durch seine
Bücher über Bienen, Ameisen und Blumen hat er
Freunde in aller Welt gewonnen. E. H.

Das Tessin anders gesehen

Alle alte und junge Freunde des Tessins
Das Tessin hat verschiedene Seiten. Deutlichwei-
ser kennen meist die größeren Ferienvorteile und die be-
stimmten Ausflugsziele. Daneben gibt es aber noch
ein anderes, weniger bekanntes Tessin oben in den
Bergen. Nur selten verirrt sich ein Fremder auf die
heiligen Wege, die im Jura zwischen zahllosen
Bergen, zwischen kleinen und kleinen Weinbergen
da heraufzuführen. Von einem Fiedlen dieses an-
deren Tessins ist hier berichtet.

Der Name Intragna im Centovalle steht noch in
den Prospekten für die Fremden; man fährt mit der
Centovallebahn dort vorbei. Raun bekannt ist jedoch
der Berg, an dessen Fuß sich Intragna befindet, und
auf dem weit verstreut einzelne Weiler liegen: Pila,
Bola, Coira, Cremajo, Calezo. Der mit Kastanien-
bäumen bewachsene Abhang fällt steil ab, nur die
weißen Tuffstein Schübe, die Pechel, erlauben, ohne
zu rutschen, auf den Wegen auf- und abzufahren. Zer-
fallene Häuser stehen am Wegrand; im Schutze der
noch aufrechten Mauern wachsen bereits Büume, die
im Frühling in ihrer zarten Blütenpracht in eigen-
artigem Gegensatz zu den verfallenen Mauern stehen
und doch in so einigartiger Weise dazu passen.
Frauen kommen vorbei mit aller Art von Kästen in
ihren großen Tragkörben auf dem Rücken: Holz,
Laub als Streue für den Stall, Mist für die Reben
oder Gras für die Kuh und die Ziegen. Denn die
Landwirtschaft ist zum großen Teil ihre Sache; nur
das Feuertreiben die Männer und dann das
Schneiden der Reben, denn das müßte fachgemäß
gemacht werden, erklären sie.

Wir treten in ein noch behagliches Haus ein. In
der Küche brennt das Kaminfeuer, langgestreckte
Holzstücke werden langsam unter dem Wasserfelle
nachgehoben. Auf der Holzbank gleich neben dem
Feuer sitzt ein altes Mütterchen mit dem schwarzen
Tuch auf dem Kopf, wie es alle Frauen der Gegend
tragen. Darunter schauen ihre leuchtenden Augen her-
vor. Es geht nicht lange, und sie beginnen zu erzäh-
len von früheren Zeiten. Damals waren die Weiler
noch besiedelt; die Schutzhäuser fanden nicht leer wie
heute; viele Kinder gab es in den Weilern. Die Re-
ben waren ertragreicher, und zahlreiche Birnbäume
wuchsen dazwischen. Es war eine Braut, wenn sie
blühten. Und doch war der Boden zu arm, um alle zu
ernähren. Von den Weibern wurden Kräuter geholt
und mit wenig Molente gekostet. Manche Mutter
sah mit Sorgen, wie ihre Kinder noch hungrig vom
Tisch aufstehen mußten. Wie es in der Gegend
brauch war, gingen die Männer vor dem Ersten
Weltkrieg als Kaminleger nach Italien; noch heute
die Reben jahren an mühen die Weiben mitgehen.
Die Gassen konnten nicht bis zum Schutzhause
hinaus führen, die Frauen gingen. Mit Stä-
ben und Gewalt wurden sie, oft gegen ihren Willen und
gegen die Bemühungen der Polizei, auf das Schiff
gebracht. Sie mußten helfen, die Familie zu ernäh-
ren. In Italien hatten sie kein leichtes Leben. „An-
dere Familienväter zogen aus in noch weiter ent-
fernte Länder, vor allem nach Amerika, um den Fa-

mille Geld heimzuführen zu können. Manche kamen zu-
erst oft nach vielen Jahren — andere sah man
nie wieder. Andrerseits belagerten die Frauen und Män-
ner die Landwirtschaft. Wenn die Männer und
Knaben zurückkamen, war kaum Platz für alle in den
Dörfern. Die Kinder schliefen auf dem Estrich.
Die zerfallene Mühle im Bach unten lief damals
noch und malte Mais, Hirse und Kastanien, die auch
heute noch einen Hauptbestandteil der Nahrung bil-
den. Das Wasser mußte in Eimern von weit her ge-
holt werden. So war es früher.

Und heute? Die Arbeitsmethoden sind zum großen
Teil noch dieselben. Die kleinen Streifen Boden auf
den höchsten Terrassen zwischen den Mauern werden
von Hand bearbeitet. Jagdtiere und Motorfahr-
zeuge gibt es auf dem ganzen Berg nicht. Jedes
Halmchen Gras wird mit der Sichel gemäht. Die
Bewässerung ist auf ein Drittel gesunken. Viele gute
Kräfte sind ausgewandert. Der Ertrag der Land-
wirtschaft ist klein, ja teilweise noch kleiner als frü-
her. Die Männer arbeiten als Steinbauer oder Mau-
rer unten im Tal. Nur wenige alte Leute leben ganz
von der Arbeit auf dem Berg. Dazu gehören z. B.
die drei alten Weiber, die Säger von Coira, die nach
dem Tod ihrer Mutter seit vielen Jahren allein in
ihrem Häuschen wirtschaften. Schon früh hat man
sie handieren; der eine holt Wasser am Brunnen,
der zweite trägt mit Schwing die alte Gadenfäule auf,
um Futter für die zwei weißen Ziegen zu holen, wäh-
rend der dritte das Frühlings in der Küche bereitet.
Dann ziehen sie gemeinsam in den Wald, um ihr seit
Generationen vererbtes Handwerk auszuüben. Mit
den gleichen Methoden wie vor dreihundert Jahren
fällen sie Büume, befreien sie die Stämme von den
Leim und Harz, schneiden sie in die Länge und
die Größe darauf. Dann steigt einer der Weiber
den Berg; die anderen beiden ziehen von unten her
an der Säge, und so entstehen Bretter. Sie hauen
auch Balken gerade für Bauwerke oder Schwellen für
die Centovallebahn. Auf den Schultern tragen sie die
Last zu Tal oder lassen sie, wenn eine Möglichkeit da-
für vorhanden ist, in einem Fio, einem Drahtfio,
ins Tal fahren.

Der Nachbar war früher, vor fünfzig Jahren, Kamin-
leger in Novara. Jetzt lebt er davon, Jahntochter
mit Fio zu werden. Er holt im Winter
an gefährlichen Orten — Felsenklippen, darunter
denn das ist das beste Holz für diese Arbeit. Er spalt
das Holz mit seinem Messer, und von den sches-
bis lebendigen Holzstücken, die er am Tag schmit,
macht er kleine Bündelchen von zehn Stück, die er
lauber mit einem roten Faden umwickelt.

Dann lebt noch eine ältere Jungfer im Weiler.
Außer ihrem Häuschen sind sechs saubere Geigen ihr
einziges Besitz. Wenn sie die Tiere im Gemeindefeld
führt, reibt sie den ganzen Tag mit ihnen. Wozu sie
lebt, abgesehen von der Mühe ihrer Ziegen, weiß
man nicht, das heißt man aber es; sie nimmt, was sie
braucht. Da sie aber äußerst bescheiden ist und
wie alle einsehen — von irgend etwas leben muß,
nimmt man das gutmütig in Kauf.
Mit Sorgen fragt man sich: Was wird aus dem
Berg, wenn diese Alten sterben? Werden dann noch
mehr Häuser zerfallen? Die Zungen finden es
bei dem heutigen Arbeitstempo zu beschwerlich,
zum Arbeitsplatz zurück mit einem Fahrzeug nach In-
tragna zu gelangen und dann noch eine Stunde zu
Fuß heraufzuklimmen. Man könnte sich tatsächlich for-
gen, wenn nicht die Hoffnung die Bevölkerung
des ganzen Berges beherrschte: die Fisionia, die Schö-
nheit. Initiative Männer der Gemeinde haben sich
vor einigen Monaten zusammengetan und eine ge-
meinnützige Genossenschaft gegründet mit dem Zweck
der Erstellung einer Seilbahn, die von Intragna nach
den Weibern oben am Berg fahren soll, für Men-
schen- und Materialtransport. Bereits konnten ein
Motor und Masten aus dem Liquidationsmaterial
des Militärs erstanden werden. Jetzt, da etwas Sicht-

bares und Handfestes zu sehen ist, fangen auch die
Seitfahler an zu glauben, daß aus dem Plan et-
was wird. Wenn die Seilbahn da ist, dann kann
Baumaterial auf den Berg gebracht werden, um die
Bäuer zu fluten, dann können Ködren heraufbe-
fordert werden für die neue Wasserleitung, denn
die bestehende reicht schon lange nicht mehr aus. Die
Kinder können sich von dem Berg in den
Schul fahren, vor allem im Winter und bei schlech-
tem Wetter. Auch die jüngeren Menschen werden auf
dem Berg bleiben und die Landwirtschaft verbessern.
Bereits sind Reizen von jungen Pflanzbäumen ge-
pflanzt worden. Es wird dann möglich sein, die
Mühe in die Zentrale zu befördern — heute lohnt es
sich kaum wegen der wenigen Tiere, die man selber
nicht braucht, eine Stunde hinunter ins Tal zu ge-
hen. Auch die Kastanien, die nicht auf dem Berg als
Nahrung dienen, werden heruntergefahren — das
alles bringt zureichenden Verdienst. Zur Verbesserung
der Landwirtschaft wird man gesellschaftlich vorge-
hen müssen die Initianten der Seilbahn sehen
große Liebe vor sich. Es soll wieder vorangehen, dem
Zerfall soll Einhalt geboten werden! So denken die
Jungen, während der alte Jahntochterjüngler davon
träumt, wie er bequem abends ins Dorf fahren kann
zu einer gemühtlichen Unterhaltung und dann wieder
heimzu auf den Berg. Die alten Weiber, die Säger,
denken daran, wie es dann einfach wird, das Brot
vom Dorf zu holen, so einfach, wie es früher war,
als man es noch auf dem Berg oben hat.
Einer anderen Frau haben alle Pläne und
Träume: Die Seilbahn kostet Geld, viel Geld. Die
Subventionen von Bund und Kanton sehen in Aus-
sicht, die „Hilfe für Berggemeinden“ hat sich positiv
zu dem Plan eingestellt und ihre finanzielle Unter-
stützung zugesagt, die Orts- und die Bürgergemein-
de ist bereit, die nötigen Beiträge zu leisten — und doch
es nicht reichen. Größere Kredite können nicht auf-
genommen werden, schon darum nicht, weil sonst die
Zinslasten zu hoch angelegt werden müßten. Aber der
Zusatzplan der Tessiner weiß einen Ausweg zu
finden. Die Seilbahn soll über das alte Fio, aus dem
Kanton auf den Berg gebracht werden, etwas schiefen
werden, sei es auch nur einen kleineren Betrag, wenn
man ihnen die Lage schildert? Die Seilbahngesell-
schaft Intragna hat ein Vorhaben eröffnet
(Nr. XI 416) und hofft auf Einzahlungen von Leu-
ten, die diesen Aufstieg leisten. Werden sie enttäuscht
sein?
Antonio Pellanda

„NZZ“, 4. Juni 1948.

Wie die Tessiner Bäuerin wirtschaftet

So besteht das Tessin als Reiseziel ist, meist wird
die knapp bemessene Ferienzeit in einem der großen,
nahehaften, leicht erreichbaren Kurorte verbracht wer-
den, in denen es Hotels und Ferienwohnungen für
jeden Geldmaß und Anspruch gibt. Was es dann auch
zu einem Ausflug in eins der abseits vom Fremden-
verkehr gelegenen Dörfer kommen, zu einem längeren
Verweilen wird sich kaum Gelegenheit bieten, ist es,
daß die Zeit nicht ausreicht, ist es, daß die Verbin-
dungen und Straßen nicht sehr gut ausgebaut sind.
Und so wird es nur den wenigsten beschieden
sein, einen tieferen Einblick in die Gemohnheiten und
in das Leben der Bewohner dieser Bergtäler zu ge-
ben. Wie nun die Tessiner Bäuerin im Cento-
valle ihren Haushalt führt, — die Verhältnisse mö-
gen in anderen Tälern ähnliche sein — das will ich
im folgenden zu schildern versuchen.

Das Familienleben der Tessiner bäuerlichen Be-
völkerung spielt sich ausschließlich in der Küche ab,
einer weiteren Wohnraum gibt es nicht, und die
Schlafkammer dienen nur ihrem eigentlichen Zweck,
sie sind durchweg nicht beheizt, und sie werden einem
Fremden in der Regel nicht einmal gezeigt. Die
Küche ist unendlich einfach eingerichtet: ein Tisch,
einige Stühle, eine Krefenz oder ein eingebauter
Schrank mit Fächern für das Geschir, das ist in vie-
len Fällen das ganze Mobiliar und als einzige mo-
derne Erfindung hat das Radio in vielen Häusern
Eingang gefunden und neben der Müll und den
kleinsten Fortschritten werden nur ihrem eigenen
Feuer wichtigen Vorkenntnissen eifrig abgehört.
Im Schlafraum liegen dann wohl ein oder zwei Auf-
baumtatten für die Kleider und die Wäsche, und an
der Wand ist ein Holzriegel angebracht, um Mäntel
und Schürzen aufzuhängen. Kleiderchränke findet
man keine, Blumen, Röde und Wäsche, alles wird in
den Trüben verstaut. Bei den Zungen allerdings wer-
den diese Einrichtungsstücke leider mehr und mehr
durch moderne Typenmöbel in Schiefer und weiches
Holz ersetzt, und die kleinen Kupferfächer und Kannen
verschwinden und sind aufgelaufen worden.

Vor dem offenen Kamin befindet sich oft die hoch-
gehende Bank und zwei kleine Stühle oder Bänke zu
beiden Seiten der Feuerstelle. Die Küche empfängt ihr
Licht hauptsächlich durch die Tür, die den ganzen
Sommer über bis in den Herbst hinein offen steht
und auf die vorgelegte Terrasse hinausführt. Mit

ihre eine zweite Glasstür zugeheißt, dann herrscht
im Winter erträgliche Licht, sonst aber bringt es
nur durch ein kleines vergittertes Fenster hinein, so
daß die Küche im Winter in ein feines Halblicht
gefällt ist.

Wenn die Frau heiratet, folgt sie meist dem Mann
in sein Haus, ist es ein gutes Häuschen oder ein
Hausstel, da er vorher inkant geistig hat. Das
Eingestiegen in ihrem Tal und der mangelnde Kon-
takt mit der übrigen Welt führt häufig zu Ver-
wahnheiten, und 'o gibt es in diesen Dörfern oft
nur einige, wenige Geisteskranken.

Die Kinder werden frühzeitig zur Mithilfe heran-
gezogen und in einer hinterdreinen Familie bejagt
dann wohl die Kleinsten mit ihren Füßli, dreizehn
Jahren die gesamten Hausaufsichtungen, doch der
Schule zieht sie mit der Gasse zum Waldhütten,
um im Sommer und Winter die Wäldchen, Büsche
und Gemüsen der kleineren Geschwister zu säubern.
Ein Kochen der Wäldchen kennt man im allgemeinen
nicht, allenfalls wird sie gerade mit tohendem Wälder
überläßt und dann eben am Brunnen so lange
gebrüht und ausgeschwemmt, bis sie sauber ist. Die
Tessiner Sonne tut ein übriges, um sie heiß werden
zu lassen. Die fleischen, breiten Truppen haben
oftmals ein Dach, so daß sie auch bei Regenwetter be-
nutzt werden können.

„Na, wo wärdien denn die Leute in Zürich ihre
Sachen, wenn es da doch keine Wäldhütten gibt?“
fragte eines dieser Kinder einmal meine Tochter.
Eine Wäldhütte mit elektrischer Wäldmaschine und
Schönung kennt so ein Kind nicht einmal vom Hören-
sagen.

Erwähnenswert für die Hausaufsichtungen wird es
sich aus, daß in die Bergdörfer alle Lebensmittel,
Sausgeräte usw. im geringsten Maße, eine halbe
Stunde meist bei ungünstigen Verhältnissen jedoch über
2 Stunden weit vom Tale heraufgetragen werden müs-
sen, und auf bemessen Wege wird am Abend und
am Morgen die überflüssige Milch, soweit sie nicht
zu Butter verarbeitet wird, in den hohen kupfernen
Geßäßen zu Tal gebracht. In dem Tragkorb, der
„gerla“ oder auf der Krüge, der „cadula“ bringen
dies die Bierehnjährigen ihre 30 Lilo den Berg
hinzu; oft sehen sie schmächtig und blaß aus und
nicht als ob sie im Sonnenlicht zu Hause wären.

Für die eigentlichen Hausaufsichtungen bleibt der
Bäuerin nur ein Minimum an Zeit, und da der
Komfort beim Wäldhütten in der Küche und beim
Holzofen aufwärts, so ist's oft mühsam zu wirt-
schaften. Selbst auf der Kuhherde, so werden alle
Speisen auf dem offenen Kaminfeuer zubereitet. Die
Trau trinkt oder isst auf einem niedrigen Bänkechen



Köie lehnt am Nächtlich, müßig den Fingerhut der
Mutter auf der Platte tanzen lassend. Marie sieht
ihre gepannt zu.
„Ist das eine Art, den Bräutigam zu erwarten?“
Herr Karl meint das ernst und zögernd aus seiner
hohen Halsbinde heraus, in Hintergründe des
großen Zimmers, zu seiner Frau.
„M!“ macht Frau Karl. — „Mein Gott, so jung
sollte sie nicht sein. So ein armes Ding!“
„Was!“ sagt Herr Karl. — „Papperlapp! Wacht
du etwa alter?“
Frau Karl lächelt schmerzhaft. Die Papperlappas
ihres Lebens zogen an ihrer Seele vorüber. — Sie
lächelt — alle heißen Tränen, alles Schenken, alles
Verstummen hatte sich ihr zu einem mühen Läch-
eln herabgemindert, — oder in ein Lächeln zusam-
mengesetzt, — wie man will.

Aber die Künstler

Es wird heute viel zuiel geredet, gejagt und ge-
predigt über die Kunst. Damit lernen sie es nicht
— die Zungen, denn Künstler kann man nicht wer-
den, man muß es sein. Natürlich ist vollkommener
Künstler, denn lernen sie mehr als alle an-
deren das Handwerksmäßige der Kunst. Aber jene,
die es fertig bringen auf gute Kathedre hin Ziegen
zu malen oder Gedichte zu schreiben, die werden es
nie erlangen. Aufstehen müßt ihr die mühsamen Künst-
ler unter uns. Weist ihr das schwer, denn ihr Leben
sehr beschiden, oft zurückgezogen und einsam. Nur
bei ihnen kann man erfragen, was Künstlerhaft ist.

Am meiner Jugend habe ich das Glück, zu einem
Künstler kennen zu lernen und bei ihm Malerun-
recht zu bekommen. Er lebte sehr künstlerisch, aber
um nichts auf der Welt würde er keine lofbare Bil-
der verkauft haben, einige alte Meister, die er aus
seiner Jugend besaß. Nach seinem Tode wurden sie
von seinen Verwandten veräußert. Dann kam ich
nach München auf die Akademie. Ich hatte weder
Glück und wurde Schüler eines Großen. Aber er eines
Tages die Professor erzielte und eine Schülerin mög-
lich, ihn mit „Professor“ anzureden, merkt er sie be-
nahe hinaus. „Ich bin der Daria“, sagte er erhört und
sich seinen gewaltigen Schmutzhaubt, der Professor
soll mir nie schade, aber bei mir arbeite will,
denn ich soll net dran erinnern. Unterstehst euch net
mir Professor zu schimpfen.“ So sind sie alle, die
wirklich Großen. Sie brauchen keine Titel und keine
Anerkennung. Tief in ihrer Brust tragen sie ihr
Schicksalshaus. Sie wissen auch ohne Anerkennung,
wie sie sind und brauchen sie nicht. Aber sie brauchen
nicht, um leben zu können. Auch heute helfen mir
große Begabungen auf jedem Gebiete der Kunst, denn
unser Volk war immer reich an Talenten und be-
sonnes Genies. Man muß sie fördern, die Talente, die
Genies finden ihren Weg allein, nur sind sie selten.
Und den Jungen müßte man vor allem die Achtung
vor der Kunst lehren und sie vertiefen in der heuti-
gen Zeit, wo die rote Kraft so oben auf ist und über-
drückt wird. Der wahre Künstler ist heute tief im
Preis geklungen und die Devote „Jugend voran!“
Wird mir ein Beispiel so zu Beispiel angewendet werden
wie gerade in der Kunst. Da genügt Jugend allein
nicht! Jeder Künstler muß sein Gottbegnadettum

erlangen, das fließt ihm nicht zu und bei den
Jungen ist erste Bedingung, daß sie was lernen, Fleiß
und wieder Fleiß ist notwendig. Man bedente nur das
Leben unserer großen Künstler, wie schwer und ar-
beitsam sie sich durchgerungen haben. Man sehe sich
nur alle Talm-Kunst an, jener Herrschaften, die nur
mit Blutz und Großpreiderei arbeiteten, die Eintags-
fliegen waren und die nicht einmal zeichnen konnten.
Schle Kunst wurde oft unterdrückt, von unglücklichen
Fehlern abgesehen. Wir haben große Beza-
hungen und müssen sie fördern. Aber doziert nicht
über Kunst und laßt die Zungen, die sich der Kunst
in die Arme werfen müßten, wird aufzuwachen mit
ihrem tumbgeleiteten Verstand. Gebt ihnen ein wenig
Geld, damit sie die Welt anschauen können. Auch
sollt ihr es nicht schämen, wenn sie zuhause „leben.“
Natur ist überall schön und Erleben ist heute so reich
wie nie, wenn es auch nicht immer roßig zu nennen
ist. Grade aus Schwerem wird Kunst geboren, man
muß nur den richtigen Ernst haben, es zu ertragen.
Der allem aber ist wichtig: Unsterblichkeit müssen
erfüllt sein und ihre Schüler müssen wissen, daß
sie an diese glauben können. Dann aber, wenn die
Zungen zu einem Meister gefunden haben, werdet euch
ihm in die Arme und geht mit allem Ernst und Fleiß
an die Arbeit. Nichts bringe euch von der Arbeit ab,
die Kunst muß immer eure erste und wichtigste Geliebte
sein. Euer Meister wird die Erfüllung sein. Künstler-
schaft wird teuer erkauft, der Mensch muß reifen und
sich erziehen, bis er zur Künstlerhaft bringt, Gott-
begnadet sein muß schwer erkauft werden. Aber das
braucht man nicht, ein großer Meister werden, damit
ihre den schweren, langen und mühsamen Weg ma-

chen könnt, das ist das Köstliche, was ein Volk be-
spricht. Ein Künstler wird nicht alt, er ist jung mit
den Jünglingen. Er ist stark und seine körperliche
Seele ist unerschütterlich. Wir müssen sie fördern, die
Alten wie die Jungen und wenn es heute ein Volk
noch so schwer hat, seine Künstler muß es hoch hal-
ten und ihnen unter allen Bedingungen den Weg
frei machen in jene Höhen, wo nur sie zu leben be-
zugen sind. Das Volk, das keine Kunst und keine
Künstler besitzt, wird nie stark und groß sein können,
denn die Kunst ist der wertvollste Besitz eines Volkes.
Rebet und doziert nicht viel über Kunst und laßt
die Zungen ihren Weg allein juchen. Ihren Meister
werden sie finden, wenn sie es ernst nehmen mit der
Kunst und ihr treu bleiben, wenn sie heute auch viel-
leicht um das tägliche Brot schwer und in unwürdi-
gen Stellungen arbeiten müssen. Wenn sie das Be-
wusstsein in sich tragen zu etwas Großem geboren
zu sein, dann werden sie es erreichen, wenn auch
nicht logisch und heute ist es schwer schwer für viele
von ihnen. Aber laßt es euch nicht verdrießen. Er-
streckt allem jauchst sich das können schon der Schule
und der Krieg und die schweren Jahre nachher haben
es euch gelehrt, was ihr in stiller Beharrlichkeit haben
und hinter dem warmen Dorn vielleicht nie erlangen
könnt. Schon tauchen besonders starke Begabungen
als Dichter auf, schon sieht man da und dort Maler
von harter Eigenart und Musiker, die ihre eigene
Melodie begehnen. Vor allem aber, ihr Zungen glaubt
nicht, daß die Kunst eine billige Geliebte ist, die man
leichtfertig nimmt und wegwirft, wenn man sie nicht
brauchen will und erfrischt sie in eurer Brust, daß sie
das Wertvollste ist, was ein Mensch besitzen kann.

